



ENDLICH BEKOMMEN SIE DEN APPLAUS, DEN SIE SCHON LANGE verdienen: die Pflegerinnen in den Spitälern, die Kleinkindererzieherinnen, die Putzfrauen, Grosseltern und all die freiwilligen Helferinnen, welche die Gesellschaft zusammen- und die Wirtschaft am Laufen halten. Aber Applaus reicht nicht. Die Corona-Krise zeigt eindrücklich: Care-Arbeit braucht politische Aufmerksamkeit.



—✚ Es gibt Dinge, die der Mensch gern beiläufig stehen und liegen lässt, wie die gebrauchte Kaffeetasse am Morgen im Spülbecken. Weil er Wichtigeres zu tun hat. Weil es bequem ist. Oder schlicht: Weil er es sich leisten kann. Die bezahlte und unbezahlte Care-Arbeit gehörte bisher zu diesen vernachlässigten Tatsachen. Doch dann kam das Coronavirus über die Schweizer Grenze, und plötzlich rufen Politiker, Verbände, Medienhäuser und Facebook-Gruppen fleissig dazu auf, all den Pflegenden und Ärztinnen, all den Menschen, die Kinder versorgen und den Betagten helfen, mit einer Standing Ovation Respekt zu zollen und zu danken.

Dieser Applaus ist schön und gut - gerade auch im «Jahr der Pflegefachpersonen und Hebammen», zu dem die WHO 2020 erklärt hat. Aber er nützt wenig, wenn er verhallt, sobald der Ausnahmezustand vorbei ist. Denn wären wir alle ein bisschen aufmerksamer, brauchte es kein Virus, um die Systemrelevanz der Fürsorgearbeit sichtbar zu machen. Sie lässt sich am Alltag jedes Einzelnen bestens veranschaulichen: Bevor der durchschnittliche Schweizer Arbeitnehmer nämlich aufbrechen kann, um in seiner wichtigen Funktion das Bruttoinlandprodukt zu steigern, muss jemand seine Unterhose gewaschen, das Hemd gebügelt, das Badezimmer geputzt und das Toilettenpapier gekauft haben. Je nach Familiensituation kann der durchschnittliche Schweizer Arbeitnehmer auch nur sorglos ins Büro fahren, weil die Grosseltern den Nachwuchs hüten und jemand anderer seiner betagten Mutter beim Waschen und Anziehen hilft. Viel Arbeit von vielen Menschen wird also geleistet, damit der durchschnittliche Schweizer Arbeitnehmer seine Funktion erfüllen kann. Trotzdem zählt vorab seine Arbeit, wenn von Wirtschaft gesprochen wird.

Das ist historisch einfach zu erklären: Der Jemand, der die unsichtbare Arbeit im Hintergrund leistet, ist meist weiblich. Haushalt, Kinder und Pflege – das, was heute Care-Arbeit oder Fürsorgearbeit genannt wird – war jahrhundertlang Frauensache. Ehefrauen, Töchter und Schwiegertöchter haben sie still und folgsam erledigt. Also war sie nicht der Rede wert. Und schon gar nicht Teil wissenschaftlicher Analysen. Oder anders gesagt: Gerechnet wurde mit der Gratisarbeit der Frauen daheim und nicht an den Universitäten und in den Amtsstuben. Rechte ökonomische Wirtschaftstheorien verdrängten die Care-Arbeit ins Private, Linke zählten sie zur Reproduktion, und beide konzentrierten sich auf die standardisierte Produktion von Dingen und unpersönlichen Dienstleistungen, sei es in der Landwirtschaft, in der Industrie oder im Handel.

Sogar Karl Marx, der als leidenschaftlicher Kapitalismuskritiker eigentlich hätte wahrnehmen sollen, dass Produktion massgeblich auf der unbezahlten Reproduktionsarbeit fusst,



zählte Erziehungs- und Hausarbeit nicht zur Lohnarbeit. Zwar befasste sich die Philosophin Hannah Arendt in ihrem Werk «Vita activa» eingehend mit all den wiederkehrenden Tätigkeiten, die es braucht, um den Fortbestand der Gattung zu sichern, doch auch ihrer Meinung nach gehörten diese nicht in den öffentlich-politischen Raum und bildeten die niedrigste Stufe menschlicher Aktivität.

Erst in den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts, als das traditionelle Familienernährermodell von den Frauen infrage gestellt wurde, rückte die Care-Arbeit in den Fokus. Zumindest die Feministinnen waren um deren Aufwertung bemüht. Sie kämpften damals für eine Umverteilung der unbezahlten und unsichtbaren Arbeit. Männer und Frauen sollten sich zu gleichen Teilen um Erwerbs- und Fürsorgearbeit kümmern. Das war der Plan. Gekommen ist es anders. Die Frauen wurden «gleichberechtigt» in die Wirtschaft eingebunden, sie kehrten freiwillig oder aus finanzieller Notwendigkeit dem Hausfrauendasein den Rücken und sind heute mehrheitlich berufstätig. Die Männer blieben auf ihren Bürostühlen sitzen, und auch wenn sich einige heute einen Papatag gönnen, befindet sich die Care-Arbeit seither in einer Krise: Es ist nicht mehr klar, wer sie in Zukunft machen soll und unter welchen Bedingungen. Klar ist nur ihr immenses volkswirtschaftliches Volumen: In der Schweiz wurden 2016 gemäss Bundesamt für Statistik 9,2 Milliarden Stunden unbezahlt gearbeitet. Das ist Arbeit im Wert von 408 Millionen Franken, die nicht entschädigt wird. Für die es keine Pensionskassenbeiträge gibt. Knapp zwei Drittel davon leisteten Frauen.

Vielleicht zum ersten Mal überhaupt spürt die Schweizer Bevölkerung, spüren Politiker und Arbeitgeber heute ganz konkret im Alltag, was diese Zahl bedeutet: Wenn Schulen und Horte schliessen, wenn Grosseltern zu Hause bleiben und die Putzfrau ihre eigenen Kinder betreuen muss, dann ist es schwierig, produktiv zu sein. Wirklich augenfällig wird plötzlich auch, was Pflegerinnen leisten. Das generische Femininum ist beabsichtigt, schliesslich gehört die Pflege, obwohl sie in Krankenhäusern und Pflegeheimen zumindest bezahlt ist, nicht zu den Traumjobs von Männern. So sind heute neun von zehn Menschen, die jetzt gerade in den Krankenhäusern und Intensivstationen die schwer erkrankten Corona-Patienten pflegen, Frauen. Und mehr als die Hälfte von ihnen sind Ausländerinnen. Denn der Beruf gehört auch nicht zu den erklärten Traumjobs von Schweizerinnen. Also wird er ausgelagert.

Nicht nur die Spitäler und Pflegeheime, auch wohlhabendere Familien delegieren die Fürsorgearbeit gern an andere, sie stellen eine Nanny an, geben die Wäsche in die Reinigung, leisten sich eine Putzfrau. Die Ausgaben dafür sind gut investiert. Denn die unbezahlte Haus- und die Erziehungsarbeit verringern nicht nur die Arbeitspensen und damit die Karriere-



chancen von den immer besser ausgebildeten Müttern, sie sind auch der Hauptgrund für die Lohnlücke zu den Männern und die viel kleineren Renten. Das Outsourcing lohnt sich allerdings nur dann, wenn die Care-Arbeiterinnen weniger verdienen als man selbst. Gerade im Bereich der privaten Reinigungskräfte und der Altenpflege ist deshalb längst ein neuer Schattenmarkt entstanden. Die renommierte amerikanische Soziologin Arlie Russell Hochschild prägte dafür zur Jahrtausendwende den Begriff der «globalen Sorgerkette»: Frauen aus ärmeren Ländern übernehmen einen grossen Teil der Care-Arbeit in Schweizer Haushalten, hinterlassen aber in ihren eigenen Familien Lücken, die dann häufig wiederum von Migrantinnen aus noch ärmeren Ländern gefüllt werden.

Brandaktuell ist diese Sorgerkette zurzeit in den Spitälern: Würden unsere Nachbarländer das Personal, das uns Schweizerinnen und Schweizer gesund pflegt, wegen der Corona-Krise abberufen, brähe das helvetische Gesundheitswesen zusammen. Zwar ist in den letzten Jahren auf den akuten Personal-mangel in der Branche vermehrt aufmerksam gemacht worden.

So hat die Konferenz der kantonalen Gesundheitsdirektoren 2019 vorgerechnet, dass die rapide alternde Schweiz jedes Jahr 6000 zusätzliche Pflegefachpersonen brauchen würde. Ausgebildet wird nicht einmal die Hälfte davon. 65 000 Pflegenden könnten bis zum Jahr 2030 fehlen. Trotzdem wollte noch im Februar die Gesundheitskommission des Ständerats nichts von den individuellen Ausbildungsbeiträgen für Pflegekräfte wissen, die der Nationalrat im indirekten Gegenvorschlag zur Volksinitiative für eine starke Pflege formuliert hatte.

*

NICHT NUR DIE SPITÄLER UND
PFLEGEHEIME, AUCH WOHLHABENDERE
FAMILIEN DELEGIEREN DIE FÜRSORGEARBEIT
GERN AN ANDERE. DAS OUTSOURCING
LOHNT SICH ALLERDINGS NUR DANN, WENN
DIE CARE-ARBEITERINNEN WENIGER
VERDIENEN ALS MAN SELBST.

Ob die Corona-Krise die Ausgangslage für die Beratung des Geschäfts in der kleinen Kammer verändert hat? Man darf es annehmen. Man muss es hoffen. Die Dank- und Lobeshymnen der Politiker allein werden jedenfalls die Pflegeberufe nicht attraktiver machen, der Applaus die Arbeitsbedingungen nicht verbessern. Unter dem Spardruck leidet nämlich vorab das, was die Care-Arbeit auszeichnet: der Kontakt zu den Patientinnen und Patienten. Care-Arbeit ist Beziehungsarbeit. Sie basiert auf einem Vertrauens- und Abhängigkeitsverhältnis und kann



nicht nach Belieben rationalisiert werden.

Selbst den Politikerinnen und Politikern, die nie mit einer Care-Arbeiterin gesprochen haben, dürfte zu Gehör gekommen sein, dass die Abwanderung in der Branche gross und die Lohnzufriedenheit klein ist. 46 Prozent der Pflegenden kehren dem Beruf den Rücken, ein Drittel von ihnen noch vor dem 35. Lebensjahr. Laut einer Umfrage der Unia vom Februar 2019 fühlen sich 86 Prozent oft müde und ausgebrannt, 72 Prozent gaben an, regelmässig unter körperlichen Beschwerden zu leiden. Und: So unzufrieden mit dem Lohn wie in der Pflege ist keine andere Branche in der Schweiz. Gemäss der Lohnzufriedenheitsstudie der Forschungsstelle Sotomo von 2019 glauben 60 Prozent der befragten Pflegefachkräfte, dass sie für ihre Arbeit nicht genug verdienen. Weniger aktuell, aber nicht minder problematisch ist die Lage in den Kinderkrippen. Zahlen des Verbandes Kinderbetreuung Schweiz vom Herbst 2019 zeigen, dass die Hälfte aller Angestellten in Schweizer Kitas keine Ausbildung in diesem Bereich hat, der gesetzlich vorgeschriebene Betreuungsschlüssel häufig nicht eingehalten wird und wegen der schlechten Löhne und der prekären Arbeitsbedingungen auch in dieser Branche der Nachwuchs fehlt.

An der Care-Krise ist nicht das Coronavirus schuld. Und sie wird auch nicht verschwinden, wenn es für das Virus eine Impfung gibt. Aber dank Corona wird Care-Arbeit vielleicht endlich die politische Aufmerksamkeit bekommen, die sie braucht und verdient. ■

NICOLE ALTHAUS

war für ihre Laufbahn auf viel Care-Arbeit angewiesen, darunter vorab auf die von Kleinkindererzieherinnen und der Grosseltern.

NZZ am Sonntag Magazin

NZZ am Sonntag Magazin
8021 Zürich
044 258 11 11
<https://nzzas.nzz.ch/>

Medienart: Print
Medientyp: Publikumszeitschriften
Auflage: 110'815
Erscheinungsweise: wöchentlich

Seite: 10
Fläche: 628'558 mm²

Auftrag: 3007101
Themen-Nr.: 999.222

Referenz: 76794138
Ausschnitt Seite: 6/23





MARIA ADELAIDA SANJUAN, 40, PFLEGERIN Arbeitet im «Covid-Spital» in Locarno, das zum Tessiner Zentrum der Corona-Krise wurde. Isolation und fehlende Umarmungen in der Familie sind noch ihr kleinstes Problem.

«Ihr seid Heldinnen! Das sage ich meinen Mitarbeiterinnen derzeit täglich, während ich versuche, ihnen Mut und Hoffnung zu geben. Anlass dazu gibt einzig der Gedanke, dass es irgendwann vorbei sein wird. Bis dahin wird uns jedoch alles abverlangt. Die Krankheitsfälle unterscheiden sich stark von dem, was wir sonst antreffen, und die gewohnten Arbeitsabläufe wurden komplett über den Haufen geworfen, da die Patienten mit Covid-19 isoliert werden müssen. Ständig ziehen wir unsere Schutzkleidung an und aus. Die neuen hygienischen Massnahmen schränken unsere Bewegungsfreiheit extrem ein und verlangen eine enorme Aufmerksamkeit. Dazu kam zumindest anfangs die Ungewissheit, was uns erwarten würde. Welche Symptome,

welche Krankheitsverläufe, welche Behandlungen. Die körperlichen und psychischen Strapazen sind gross. Zum Glück kann ich auf ein sehr flexibles, solidarisches und unglaublich belastbares Team zählen. Als immer mehr Patienten eingeliefert wurden, haben wir innerhalb von 90 Minuten fast die komplette Abteilung geleert, Patienten verschoben und die Räumlichkeiten zu Isolationszimmern aufgerüstet. Unsere Überstunden kann man kaum mehr zählen, doch ich achte sehr darauf, dass alle Pausen machen, zu Hause ihre Spannung abbauen können und sich Sorge tragen. Leicht fällt dies den wenigsten, leben doch viele Krankenpflegerinnen auch innerhalb ihrer Familien in Quarantäne und können niemanden umarmen. Da muss man sich auf kleine Dinge beschränken. Mir hilft Schokolade. Trotz allem muss ich sagen: Ich liebe meine Arbeit. Wenn ich am Morgen aufstehe, habe ich mich noch nie gefragt, warum ich diesen Job mache.» (das.)



«WIR HATTEN IMMER MIT GROSSER PERSONALNOT ZU KÄMPFEN, ALLE HABEN HUNDERTE ÜBERSTUNDEN. JAHRELANG HABEN WIR VERBESSERUNGEN GEFORDERT. VERGEBLICH - BIS JETZT. AUF EINMAL BIETEN UNS ALLE HILFE AN. PLÖTZLICH INTERESSIEREN SICH ALLE FÜR UNS.»

– ANONYM, 34, *Pflegefachfrau Notfall*

STEFAN NATTERER
50 Jahre, *Fahrdienst
beim Roten Kreuz*

«Die meisten Menschen sind ja froh, wenn sie jemanden zum Reden haben. Da ist man vielleicht an dem Tag oder für die ganze Woche der einzige richtige menschliche Kontakt. Es macht mir nichts, wenn mir jemand zum fünften Mal dieselbe Geschichte erzählt.»

SABINE ROGGENBACH
53 Jahre, *Betreuungsperson
Schule Hutten, Zürich*

«Es fühlt sich einfach total fremd an. Wo sind meine Teamkollegen? Die Kinder? Alle halten Abstand, alles ist leer. Es kommt mir vor, als stecke ich in einem Traum fest, aus dem ich jetzt dann hoffentlich erwache und einfach wieder Alltag ist. Ich arbeite in einem Frauenberuf. Wir haben im Verhältnis immer noch geringe Löhne. Das ist einfach eine Realität.»

NERMINA KUJOVIC
46 Jahre, *Teamleiterin
«Clean», Serviceanlage SBB
Oberwinterthur*

«Ich putze seit 20 Jahren Fahrzeuge der SBB, Hygiene und Sauberkeit waren immer wichtig. In dieser Krise ist unsere Arbeit essenziell geworden. Ich habe keine Angst, mich anzustecken, ich nehme die Schutzmassnahmen ernst. Dazu gehört, dass wir nun in kleineren Teams arbeiten und auf die gemeinsame Kaffeepause verzichten.»

ILONA, 38 Jahre, *aus Ungarn, betreut Senioren in Privathaushalten*
«Mich gibt es offiziell in der Schweiz nicht. Ich arbeite schwarz, betreue alte Menschen, die mich wochenweise in bar bezahlen. Viele Ungarinnen helfen den Rentnern in der Schweiz, gehen einkaufen, putzen ihre Wohnungen, helfen ihnen, ins Bad zu steigen. Wir machen es, weil wir sonst kein Geld haben, um zu überleben. Manche Rentner sind liebenswürdig, manche widerlich. Sie begrapschen und beschimpfen mich, laufen nur in der Unterhose herum und nützen aus, dass sie Macht über uns haben. Neulich war ich krank, musste mich aber trotzdem um einen alten

Mann kümmern. Aber wer kümmert sich um mich?»

MARIA FERNANDEZ
20 Jahre, *Nachbarschaftshilfe, Zürich Seefeld*

«Meine Wunschvorstellung wäre, dass alles in zwei Wochen wieder normal sein wird. Das wird aber leider nicht eintreffen.»

RAUL OSORIO
36 Jahre, *Produzent von Lebensmitteln*

«Wir sind ein kleiner Betrieb, aber uns geht es gut. In der Schweiz spricht man nicht gerne über Armut. Wer sich überwindet, sich bei mir zu melden und um gratis Pasta und Sugo zu bitten, weil er es sich nicht leisten kann, dem vertraue ich einfach, dass er Unterstützung benötigt.»

FABIENNE VUKOVIC
32 Jahre, *Aktivistin, Initiative und Koordination der Nachbarschaftshilfe Kreis 9*

«Wenn Menschen aus einer intrinsischen Motivation heraus für etwas arbeiten, ergeben sich ganz besondere Energien. Innerhalb

kürzester Zeit hat sich für die Nachbarschaftshilfe Kreis 9 ein unglaubliches Team gebildet aus Menschen mit unterschiedlichen Fähigkeiten, die engagiert und zielorientiert zusammenarbeiten, ohne sich zu kennen. Wir hoffen, dass sich mehr Menschen bei uns melden, damit sie zu Hause bleiben können. Es ist wichtig, jetzt Hilfe anzunehmen.»

JERIN KIM
24 Jahre, *Gruppenleiterin Kita am Wasser, Zürich*

«Die Stimmung ist schon angespannt. Schliesslich teilen wir hier alles miteinander. Einem kleinen Kind kannst du nicht sagen: Hey, zwei Meter Abstand, Corona!»

ANNA-URSINA PUORGER
62 Jahre, *Pflegefachfrau, Spitex Zürich*

«Bevor ich zur Spitex kam, hatte ich 23 Jahre auf der Intensivpflegestation gearbeitet. Die Zeit hat mich geprägt. Wenn grosse Not herrscht, wenn es hektisch wird, so wie jetzt während der Corona-Krise, dann werde ich ganz ruhig.»



AMINE DIARE CONDE, 22, FREIWillIGER

Da Gassenküchen und Essensangebote für Mittellose geschlossen sind, sucht der abgewiesene Asylbewerber nach Gratisessen für Menschen, denen es noch schlechter ergeht als ihm.

«Wenn mir jemand sagt: «Ich habe Hunger», berührt mich das stark. Während meiner Flucht von Guinea in die Schweiz habe ich in Marokko schlimmen Hunger gelitten. Als ich begriffen habe, dass alle sozialen Essenseinrichtungen in Zürich geschlossen wurden, war mir klar, dass ich etwas tun muss. Es leben offiziell über 700 abgewiesene Asylsuchende in der Stadt Zürich und Tausende von Sans-Papiers und Untergetauchten. Auch Menschen ohne Rechte dürfen keinen Hunger leiden.

Ich lebe seit über fünf Jahren in der Schweiz und bin

selber abgewiesen, aber ich würde mich als privilegierten Abgewiesenen bezeichnen, der ein Härtefallgesuch einreichen konnte. Ich habe ein Netzwerk in der ganzen Schweiz, das mir jederzeit hilft. Dieses Netzwerk habe ich aktiviert und um Unterstützung und Ideen gebeten, wie man nun dafür sorgen kann, dass alle satt werden.

Wir sind von einem Lieferanten für Kindertagesstätten mit über 5000 Portionen Essen beschenkt worden. In drei Tagen habe ich alle Portionen verteilt. Unzählige Menschen haben sich gemeldet, von Kirchen über die Obdachlosenhilfe bis zu Privatpersonen. Sie alle brauchen uns. Das Essen, das für die Kitas gedacht war, war eine erste Lösung. Doch die Krise wird andauern. Ich hoffe sehr, dass die Stadt und Privatpersonen etwas unternehmen, denn die Möglichkeiten sind da. Wer helfen möchte, kann sich gerne an die Autonome Schule Zürich wenden.» (aky.)

NZZ am Sonntag Magazin

NZZ am Sonntag Magazin
8021 Zürich
044 258 11 11
<https://nzzas.nzz.ch/>

Medienart: Print
Medientyp: Publikumszeitschriften
Auflage: 110'815
Erscheinungsweise: wöchentlich



Seite: 10
Fläche: 628'558 mm²

Auftrag: 3007101
Themen-Nr.: 999.222

Referenz: 76794138
Ausschnitt Seite: 10/23



SUSANNA FISCHER, 57, SOZIALPÄDAGOGIN

Hat seit dem Beginn der Corona-Krise eine kostenlose Hotline aufgebaut für Eltern. Viele realisierten erst jetzt, wie intensiv und belastend Erziehung und Betreuung von Kindern sein könne.

«Es ist die Leidenschaft für Menschen, die mich antreibt, und das Bedürfnis, sie zu unterstützen, zu begleiten und etwas von mir zu geben, das ihnen weiterhilft. Geprägt wurde meine Einstellung sicher von meiner Familie. Mein Vater war Heimleiter. Mit sechzehn Jahren machte ich mein erstes Praktikum in der Psychiatrie. Es war absolut kein Zufall, dass ich Sozialpädagogin wurde. In meiner Praxis berate ich heute Familien in schwierigen Situationen und helfe ihnen, ihre Lebensqualität in der Familie wiederherzustellen. Für mich war sofort klar, dass ich in der gegenwärtigen Situation etwas unternehmen musste, weshalb ich eine Hotline aufgebaut habe, über die ich jeden Morgen eine Stunde lang eine kostenlose Erziehungsberatung anbiete. Schliesslich kommt es gerade jetzt, wo die Kinder keine Schule haben und die Eltern im Home-Office sitzen, zu ganz anderen Konstellationen im Haushalt, was grossen Stress verursachen kann. Plötzlich realisieren viele, was für eine unglaublich intensive, anspruchsvolle und emotional belastende Arbeit die Erziehung und Betreuung von Kindern sein kann. Das wird bestimmt auf die Gesellschaft abfärben. An Wertschätzung fehlt es mir allerdings nicht. Von den Eltern, die zu uns in die Praxis kommen, erlebe ich grosse Dankbarkeit. Ich wünschte mir jedoch, dass auch Kinderärzte und Psychologen der Erziehungsberatung mehr Beachtung schenken würden.» *(das.)*



JANA MÜLLER, 41, KINDERHORTLEITERIN

In normalen Zeiten fühle sie sich mehr gebraucht als jetzt. Momentan versucht sie, den Kindern Normalität zu vermitteln. Den Mundschutz nicht zu tragen, ist für die Pädagogin eine Gewissensfrage.

«Der Gedanke, dass wir hier einen Dienst an der Gesellschaft leisten, befällt mich im Alltag eigentlich viel mehr als in dieser total verrückten Situation. Nämlich dann, wenn uns Mütter danken, dass sie wegen unseres Einsatzes wieder arbeiten können und ihre Kinder in guten Händen wissen. Oder wenn eine Idee von uns Betreuern, wie man den Tagesablauf der Kinder noch besser gestalten könnte, bei der Schulleitung auf offene Ohren stösst und umgesetzt wird. Da fühle ich mich gebraucht. Momentan denke ich jedoch eher, mein Gott, was ist mit meinem Job

passiert? Was habe ich hier eigentlich für eine Aufgabe? Seit die Schulen geschlossen wurden, kümmern sich mein Team und ich nur noch um vereinzelte Kinder, die auf die Notfallbetreuung angewiesen sind, weil ihre Eltern in systemrelevanten Berufen arbeiten. Das gibt mir das Gefühl, als hätte man mich handlungsunfähig gemacht, mir die Substanz meiner Arbeit geraubt. Denn ich brauche Interaktion. Menschen, die mir Antworten geben. Computer waren mir immer zu stumm. Deshalb habe ich nach einer Ausbildung zur Bürokauffrau noch Sozialpädagogik studiert. Den Austausch suche ich auch mit den übrig gebliebenen Kindern im Schulhaus. Da sie sowieso längst realisiert haben, dass da etwas anders ist, versuche ich ihnen möglichst viel Normalität zu ermöglichen. Mich ihnen nur noch mit Mundschutz zu nähern, liesse mein pädagogisches Gewissen nicht zu.» *(das.)*

NZZ am Sonntag Magazin

NZZ am Sonntag Magazin
8021 Zürich
044 258 11 11
<https://nzzas.nzz.ch/>

Medienart: Print
Medientyp: Publikumszeitschriften
Auflage: 110'815
Erscheinungsweise: wöchentlich

Seite: 10
Fläche: 628'558 mm²

Auftrag: 3007101
Themen-Nr.: 999.222

Referenz: 76794138
Ausschnitt Seite: 12/23



NICOLE KRAFT, 37, FREIWILLIGE

Stellt sich nicht erst seit der Pandemie als kostenlose Arbeitskraft zur Verfügung. Für alte Menschen installiert sie Notfalltelefone. Viele seien sich zu wenig bewusst, wie gefährdet sie seien.

«Mit der freiwilligen Arbeit für das Rote Kreuz und die Zürcher Sehhilfe habe ich begonnen, weil ich mit mehreren Arbeitgebern schlechte Erfahrungen gemacht habe nach den Schwangerschaften mit meinen beiden Töchtern. Ich wurde plötzlich nicht mehr gebraucht. Da ich meine Erfüllung nicht nur im Mutterdasein finde, sondern auch im Beruf und im Kontakt zu Menschen ausserhalb meiner Familie, habe ich mich für Freiwilligenarbeit entschieden. Da kommt sehr viel Dankbarkeit und Freude zurück. Für das Rote Kreuz zum Beispiel installiere ich Notfalltelefone

bei älteren Menschen. Damit mache ich auch während des Notstands weiter, solange es geht. Bis letzte Woche wollten mir alle noch die Hand geben und hatten null Berührungsängste. «An irgendetwas muss ich ja sterben», meinen einige. Vielleicht sind sie sich auch noch nicht ganz der Auswirkungen bewusst. Ich denke, das hat sich in den letzten Tagen aber geändert. Für die Zürcher Sehhilfe begleite ich zudem eine blinde Frau, mit der ich alle zwei Wochen einkaufen gehe. Zurzeit haben wir uns darauf geeinigt, dass ich die Einkäufe allein erledige und ihr in die Küche bringe, bevor ich gleich wieder gehe. Sonst blieb ich immer für einen Kaffee und ein «Schwätzchen». Sie schrieb mir gerade, es freue sie, dass ihr Blindenhund nun so viel Platz im Bus hat. Das erinnert mich daran, wie wichtig es jetzt ist, sich über die kleinen Dinge zu freuen.» (aky.)

NZZ am Sonntag Magazin
8021 Zürich
044 258 11 11
<https://nzzas.nzz.ch/>

Medienart: Print
Medientyp: Publikumszeitschriften
Auflage: 110'815
Erscheinungsweise: wöchentlich

Seite: 10
Fläche: 628'558 mm²

Auftrag: 3007101
Themen-Nr.: 999.222

Referenz: 76794138
Ausschnitt Seite: 13/23



INITIATIVE



NEUE CHANCEN FÜR EIN ALTES ANLIEGEN
Mehr Personal, mehr Lohn, mehr Anerkennung. Das fordert die Pflegeinitiative

Seit drei Jahren liegt das Volksbegehren der Pflegeverbände auf dem Tisch des Parlaments. Die Initiative fordert die Ausbildung von mehr qualifiziertem Personal. «Wir sind abhängig von ausländischen Fachkräften, die dann in anderen Ländern fehlen», sagt Ständerätin und Allgemeinmedizinerin Marina Carobbio vom Initiativkomitee. Damit Eltern nicht aufgrund der Doppelbelastung aus

dem Beruf aussteigen, müsse seine Vereinbarkeit mit dem Familienleben verbessert werden. Die Initiative fordert auch eine bessere Abgeltung der Pflegeleistungen und mehr Befugnisse für höher ausgebildete Pflegenden.

Die Gegner haben vor der Krise mit möglichen Mehrkosten von bis zu 5 Milliarden Franken argumentiert und auf den im internationalen Vergleich beachtlichen Betreuungsschlüssel von 17 Pflegefachleuten auf 1000 Einwohner verwiesen. «Diese Zahlen entsprechen nicht der Realität. Zudem sehen wir in der jetzigen Situation, dass wir zu wenig Pflegefachpersonen haben», erklärt Carobbio. (brk.)

GISELA ROIDER

60 Jahre, Rotkreuzschwester

«Ich hatte schon so viel Theater, weil ich mich immer für alles einsetze und meine Meinung sage, wenn ich sehe, dass Dinge schief laufen. Deswegen lieben mich die Leute, die ich pflege, und auch die Büsi und Hunde, auf die ich schaue. Die Leute verstehen einen nicht, dabei wissen wir in der Pflege, wie das Leben wirklich funktioniert. Man sollte unsere Arbeit nicht erst jetzt würdigen – sie gehört immer gewürdigt. Ich fühle mich nicht einsam, aber mit meiner Einstellung allein. Ich arbeite nach der alten Schule. Bin sozial eingestellt. Herzlich. Pflegen kann man nicht zack, zack. Deshalb mache ich diese Arbeit privat und nicht in einem Spital.»

MADLAINA BEHRINGER
20 Jahre, Nachbarschaftshilfe im Zürcher Seefeld

«Im Quartier ist der Zusammenhalt in den letzten Wochen stärker geworden. Ich wohne bei meinen Grosseltern. Sie erhalten täglich Hilfsangebote von Nachbarn.»

AZRA KARABEGOVIC
31 Jahre, Pflegeexpertin APN Spitex Zürich

«Ich betreue und berate chronisch Kranke, also die vielleicht vulnerabelste Patientengruppe. Menschen, die ihr ganzes Leben schon Angst vor Ansteckungen hatten und jetzt durch die Corona-Pandemie sehr verunsichert sind. Ich fände es schön, wenn uns die momentane Krise lehren würde, auch in Zukunft

mehr auf kranke, schwache gesundheitlich angeschlagene Personen achtzugeben. Ausserdem zeigt uns diese Krise, wie wichtig es ist, auf ausreichend gut ausgebildetes Pflegepersonal zurückgreifen zu können.»



NZZ am Sonntag Magazin
8021 Zürich
044 258 11 11
<https://nzzas.nzz.ch/>

Medienart: Print
Medientyp: Publikumszeitschriften
Auflage: 110'815
Erscheinungsweise: wöchentlich

Seite: 10
Fläche: 628'558 mm²

Auftrag: 3007101
Themen-Nr.: 999.222

Referenz: 76794138
Ausschnitt Seite: 14/23

BLERTA GASHI

22 Jahre, Pflegefachfrau

«Die meisten denken, es gehe bei der Pflege darum, alte Menschen zu waschen und ihnen Medikamente zu reichen. Das ist nur ein Teil. Das Wesentliche ist, mit ihnen in Beziehung zu treten und zu reden. Viele sind einsam, gerade jetzt, wo wir uns alle isolieren. Wir von der Pflege sind auch da, um ihnen die Angst zu nehmen.

Ich wollte immer Pflegerin werden, seit ich meinem Vater nach den Operationen, denen er sich unterziehen musste, helfen durfte. Ich war damals zwölf Jahre alt. Pflegerin ist kein Beruf, sondern eine Leidenschaft.»

MARTINA FÄH

*72 Jahre, Rentnerin,
ehemals Primarlehrerin
und Sozialbegleiterin*

«Meine Freundin und ich entlasten eine Mutter, die nun ihren mehrfach beeinträchtigten Sohn den ganzen Tag zu Hause hat. Er braucht ständige Betreuung. Da sollten Institutionen nach Lösungen suchen, um solche Eltern zu entlasten. Mir ist wichtig, dass der Bund an alle Menschen denkt, die in der Schweiz leben. Von jenen, die isoliert zu Hause sitzen, bis zu den Flüchtlingen, die auf engstem Raum leben und wo Gebote des Bundes wie das Abstandhalten gar nicht eingehalten werden können.»

«WAS PASSIERT EIGENTLICH, WENN DIE SCHULEN SO LANGE GESCHLOSSEN BLEIBEN? ENTSTEHT GERADE EINE NEUE GENERATION, DIE SPÄTER EINMAL FÜR IHR BILDUNGSDEFIZIT BEKANNT SEIN WIRD?»

– CÉLIA KOFFLER, 17, Nachbarschaftshilfe Zürich Seefeld



RUTH SCHALLER, 70, HEBAMME

Hat im kambodschanischen Krieg Babys entbunden. Sie findet es übertrieben, die jetzige Situation als «kriegsähnlich» zu bezeichnen. Trotz ihrem Alter arbeitet sie weiter. «Ich bin seit 40 Jahren Hebamme und gehöre mit meinem Alter zur Risikogruppe. Dennoch fahre ich auf meiner Vespa quer durch die Stadt, um junge Eltern im sogenannten Wochenbett zu besuchen, also gleich nach der Geburt.

Mein Alter ist auch ein Vorteil. Gerade in dieser Krise, in der die Unsicherheit bei Müttern und Vätern täglich wächst. Väter dürfen zwar bei der Geburt anwesend sein, müssen aber danach das Spital verlassen und dürfen nicht zu Besuch kommen. Mütter fühlen sich oft allein, da kann ich Vertrauen schaffen und ihnen ein wenig Sicherheit mit auf den Weg geben – vielleicht auch nur für eine Nacht, bis das Baby wieder schreit.

Das Ausmass der Corona-Pandemie ist besorgniserregend, aber davon, von «kriegsähnlichen Zustän-

den» zu reden, halte ich wenig. Ich war mit dem Roten Kreuz 1979 in Kambodscha, da hatten wir zwischen den Geburten kein sauberes Wasser zur Verfügung – das war Krieg. Damit will ich die heutige Situation nicht bagatellisieren. Am ehesten erinnert sie mich an die Zeit, als die ersten HIV-Infektionen auftraten und alle Angst hatten, sich anzustecken.

Trotz den verfügbaren Informationen scheint es mir, als hätten junge Menschen das Vertrauen in sich verloren. So ein Baby ist eben keine Sache des Kopfes, sondern des Bauches – da hilft Google wenig. Viele haben Panik davor, einen Fehler zu begehen. Wenn das Baby schreit, sind sie verunsichert, und wenn es nicht schreit, auch.

Ich bin dankbar, Hebamme zu sein. Ich tue es nicht wegen des Geldes. Was gibt es Schöneres, in meinem Alter und in dieser Pandemiezeit, als das Gefühl zu haben, nützlich zu sein. Dies zu erfahren, empfinde ich als Gnade.» (bat.)

NZZ am Sonntag Magazin

NZZ am Sonntag Magazin
8021 Zürich
044 258 11 11
<https://nzzas.nzz.ch/>

Medienart: Print
Medientyp: Publikumszeitschriften
Auflage: 110'815
Erscheinungsweise: wöchentlich



Seite: 10
Fläche: 628'558 mm²

Auftrag: 3007101
Themen-Nr.: 999.222

Referenz: 76794138
Ausschnitt Seite: 16/23





MAYA MONTEVERDE, 47, PALLIATIV CARE

Betreut seit fast zwanzig Jahren Sterbende. Bis vor kurzem hat sie sechs Tage die Woche in einem Tessiner Spital gearbeitet. Jetzt wartet sie zu Hause auf das Corona-Testergebnis.

«Ich empfinde es als Privileg, mich so intensiv mit dem Tod befassen zu können. Seit ich 30 bin, betreue ich Patienten in einer palliativen Krankheitssituation. Ich bin wie eine Hebamme – einfach in die andere Richtung. Wie eine Geburt kann das Sterben lange dauern, traumatisch und schmerzhaft sein. Genau wie die Hebamme bei der Geburt versuche ich die schlimmsten Symptome beim Sterben zu mildern. Vor allem für die Hinterbliebenen ist das wichtig, denn ihre Traumatisierung erschwert den

Trauerprozess. Wie hiess der Spruch? «Wie wir von der Welt gehen, bleibt in der Erinnerung jener, die bleiben.»

Nach intensiven Wochen bei der Arbeit bin ich nun mit Husten zu Hause. Ich warte auf das Testergebnis. In diesem Zustand kann ich es nicht riskieren, jemanden auf der Arbeit anzustecken. Vor einem positiven Resultat habe ich keine Angst, ich würde das überstehen.

Mir scheint, dass die Wahrnehmung mancher Leute beim Thema Corona verzerrt ist. Es könnte ihnen helfen zu wissen, dass die grosse Mehrheit der hospitalisierten Covid-19-Patienten schon vorher an schweren Grunderkrankungen litt. Das befreit den Rest der Bevölkerung natürlich nicht von der Sorgfaltspflicht, Distanz zu halten und Übertragungen zu vermeiden.

Die Pandemie ist eine Reifeprüfung für uns als Gesellschaft. Die Frage ist: Wie können wir unsere Menschlichkeit in dieser Situation bewahren?» (brk.)

NZZ am Sonntag Magazin

NZZ am Sonntag Magazin
8021 Zürich
044 258 11 11
<https://nzzas.nzz.ch/>

Medienart: Print
Medientyp: Publikumszeitschriften
Auflage: 110'815
Erscheinungsweise: wöchentlich



Seite: 10
Fläche: 628'558 mm²

Auftrag: 3007101
Themen-Nr.: 999.222

Referenz: 76794138
Ausschnitt Seite: 18/23



MELANIE KATZ, FREIWILLIGE

Richtete eine telefonische Sprechstunde ein, die sich als Freundschaftsangebot versteht. Die Inspiration dazu hat sie von einer Parkbank in Afrika, wo sich Fremde Trost bei Fremden holen.

«Ich habe für die Zeit der Quarantäne eine Poesie-Sprechstunde eingerichtet. Wochentäglich kann man mich zu bestimmten Zeiten telefonisch unter der Nummer 077 513 336 erreichen und mit mir sprechen. Dabei darf alles Mögliche Thema sein: Einsamkeit, Sorgen, Alltagsumstände in der Isolation, aber auch Freude, die man in der Abgeschlossenheit nicht teilen kann. Ich stelle ein Gedicht in den Raum, das ins Gespräch einfließen kann. Oder man nimmt es einfach mit. Als Dichterin möchte

ich Poesie nutzen, die meiner Erfahrung nach für alle Menschen erlebbar und auch heilsam ist. Das habe ich besonders auf Forschungsreisen in den Irak und bei Recherchen zu Kunst in Kriegszeiten immer wieder gesehen.

Mit meinem Angebot lehne ich mich an die Idee der Freundschaftsbänke an, die im afrikanischen Simbabwe erfunden wurden. Freundschaftsbänke sind Bänke im öffentlichen Raum; man kann sich hier zu ausgebildeten Zuhörern und Ratgeberinnen setzen und seine Sorgen schildern. Für so eine Bank in Zürich wollte ich mich vor der Krise engagieren, nun ist das Telefon diese Bank. Mein Angebot ist für alle gedacht, Jung und Alt, auch für Menschen, die sonst oder gerade jetzt niemanden zum Reden haben, oder solche, die nicht unbedingt viel lesen. Ich möchte mit meinem Angebot Mut spenden und Ermunterung, nicht im humoristischen, sondern im seelischen Sinne.» (aky.)

NZZ am Sonntag Magazin

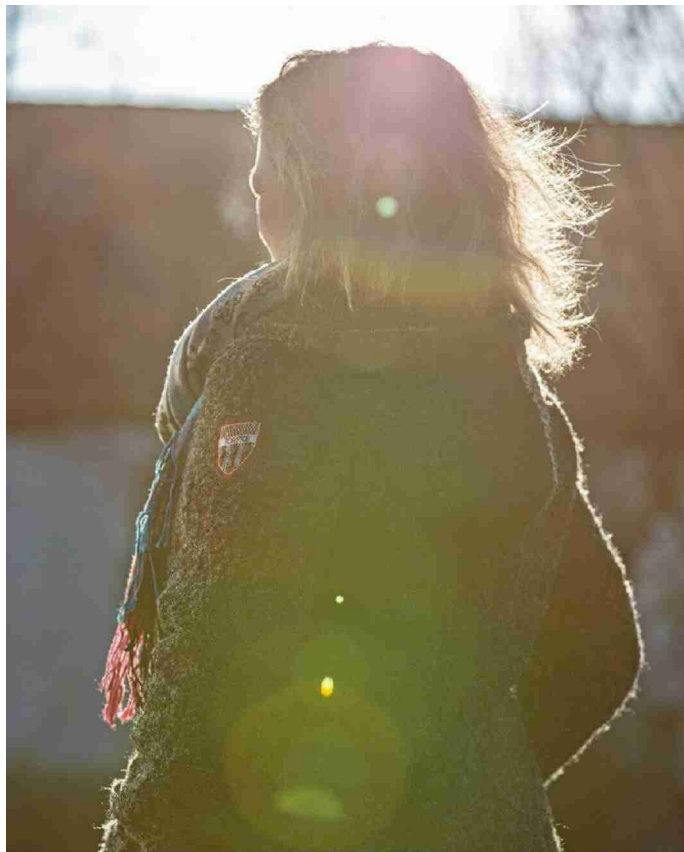
NZZ am Sonntag Magazin
8021 Zürich
044 258 11 11
<https://nzzas.nzz.ch/>

Medienart: Print
Medientyp: Publikumszeitschriften
Auflage: 110'815
Erscheinungsweise: wöchentlich

Seite: 10
Fläche: 628'558 mm²

Auftrag: 3007101
Themen-Nr.: 999.222

Referenz: 76794138
Ausschnitt Seite: 19/23



SABINE, 49, KÖCHIN IM ALTERSHEIM

Bereitet für Seniorinnen und Senioren in Zürich Mahlzeiten zu. Die grösste Angst der Alleinerziehenden ist, dass sie sich irgendwann nicht mehr um ihre beiden Buben kümmern kann.

«Ich arbeite mit Schutzmaske und Abstand in der Küche, Senioren sehe ich keine mehr, das Salatbuffet sowie Raclette-Abende sind längst gestrichen. Da mein Job systemrelevant ist, habe ich für meine Buben, neun und zehn Jahre alt, Anrecht auf Notfallbetreuung. Wenn ich frühmorgens die Wohnung verlasse, gehen meine Kinder selbständig da hin. Dort können sie bis 16 Uhr sein – leider dürfen die anwesenden Hortner, Lehrerinnen und Kindergärtnerinnen in dieser Zeit den Kindern nicht bei den Schulaufgaben helfen. Aus Fairness, wie es offiziell

heisst, gegenüber den Kindern, die zu Hause bei den Eltern bleiben. Das kann ich teilweise nachvollziehen. Zugleich heisst das aber für mich – und für alle Pfleger, Verkäuferinnen oder Feuerwehrleute mit Kindern –, dass ich nach der langen Schicht und dem Abendessen noch meine Kinder unterrichten muss. Und zwar nicht einfach die üblichen zwanzig Minuten Ufzgi! Nein, die Kinder sind ja angehalten, pro Tag mindestens zwei Stunden Deutsch, Mathe und Französisch zu lernen. Und für ihre Fragen haben sie nur mich, ihr Vater ist vor zehn Jahren verstorben. Aber am meisten zu schaffen macht mir die Angst, dass mir etwas passiert. Durch meinen Job bin ich exponiert. Wer kümmert sich dann um meine Kinder? Vor den Buben versuche ich, mir nichts anmerken zu lassen. Wenn ich sie zu Bett bringe, beten wir zusammen. Dass unsere Familie auch diese Krise gut übersteht.» *(ban.)*



NZZ am Sonntag Magazin
8021 Zürich
044 258 11 11
<https://nzzas.nzz.ch/>

Medienart: Print
Medientyp: Publikumszeitschriften
Auflage: 110'815
Erscheinungsweise: wöchentlich

Seite: 10
Fläche: 628'558 mm²

Auftrag: 3007101
Themen-Nr.: 999.222

Referenz: 76794138
Ausschnitt Seite: 20/23

PAULINA SZYMECKA
60 Jahre, Privatpflegerin

«In Polen habe ich Elektrotechnik gelernt, aber um Geld zu verdienen, zog ich nach meiner Scheidung erst nach Italien und dann in die Schweiz, wo ich ein älteres Ehepaar betreue. Die Arbeit ist vielseitig, aber nicht immer einfach: Ich habe zwar fremde Sprachen gelernt und gutes Geld verdient, aber eben auch auf engem Raum monatelang bei einer fremden Familie gelebt, was zum Teil sehr beklemmend war.»

*

LILIANE OBRECHT
23 Jahre, Freiwillige Rotes Kreuz, Jus-Studentin

«Weil ich nicht mehr mit den Menschen physisch in Kontakt treten darf, stecke ich ihnen ein Briefli zu den Einkäufen. Die Nachfrage könnte noch steigen, ich hoffe, dass sich mehr Freiwillige melden.»

ULRIKE BEER HUNGER-
BÜHLER
51 Jahre, Katechetin evangelisch-reformierte Kirchgemeinde Zürich

«Da wir aufgrund der jetzigen Situation keinen kirchlichen Unterricht mehr anbieten können und

auch der Mittagstisch ausfällt, müssen wir uns nun überlegen, wie wir die Familien trotzdem erreichen können. Eine Notfallnummer wäre eine Möglichkeit, etwas für ältere Leute braucht es auch, und für die Kinder wollen wir verschiedene Geschichten und Arbeitsmaterialien zusammenstellen, die wir verschicken können. Der Run auf unseren Mittagstisch mit anschliessendem kirchlichem Unterricht ist ziemlich gross, so dass wir ihn mittlerweile bereits bis zu viermal pro Woche durchführen. Die Kinder kommen gerne, und auch die Eltern schätzen dieses Angebot sehr. Wohl nicht

zuletzt deshalb, weil es dem Bedürfnis Rechnung trägt, die Kinder den ganzen Tag gut betreut zu wissen, sowohl von der Schule als auch von uns.»

HEIDRUN SCHÖPFER
54 Jahre, Palliativpflegerin Zürcher Lighthouse

«Der Tod ist in meiner Arbeit allgegenwärtig. Ich habe keine Scheu, über den Tod zu sprechen. Sterben ist kein Tabu. Ich betreue krebserkrankte Menschen auf ihrem letzten Lebensweg. Wir sind da für sie, wir reden, nehmen uns viel

Zeit, um auf sie einzugehen. Wir Pfleger und Betreuer sind alles empathische Menschen, gute Zuhörer, es fällt uns leicht, Kontakt herzustellen. Um nach strengen Arbeitstagen den Kopf zu lüften, gehe ich in die Natur, treffe Freundinnen, mein Glauben hilft mir, ein Gleichgewicht zu finden.»

INAS KASEL
17 Jahre, Schülerin, Nachbarschaftshilfe Zürcher Seefeld

«Einkäufe für andere erledigen, die das nicht mehr können, ist so etwas Einfaches. Und trotzdem weinen manche fast vor Dankbarkeit und Rührung.»

VERONIKA VOGEL
61 Jahre, freiberufliche Hebamme, Neerach (ZH)

«Gerne werden wir etwas unterschätzt. Nicht bei den Gebärenden und Müttern, aber in der Öffentlichkeit bestimmt. Viele Leute wissen einfach nicht genau, was wir machen. Selbst die Ärzte, die eigentlich froh sind, dass jemand die Frauen versorgt, wenn sie aus dem Spital entlassen werden, machen sich oft kein genaues Bild von unserer Arbeit.»

NZZ am Sonntag Magazin

NZZ am Sonntag Magazin
8021 Zürich
044 258 11 11
<https://nzzas.nzz.ch/>

Medienart: Print
Medientyp: Publikumszeitschriften
Auflage: 110'815
Erscheinungsweise: wöchentlich



Seite: 10
Fläche: 628'558 mm²

Auftrag: 3007101
Themen-Nr.: 999.222

Referenz: 76794138
Ausschnitt Seite: 21/23





MARIA GOULIOU, 58, RAUMPFLEGERIN

Reinigt und desinfiziert die NZZ-Redaktionen in Zürich. Davor und danach arbeitet sie für andere Arbeitgeber, um ihre fünfköpfige Familie zu ernähren.

«Griechenland haben wir 2014 verlassen, weil die Wirtschaftskrise unsere Lebensgrundlage zerstört hat. Mein Mann hatte einen Gemischtwarenhandel in Kozani in Nordgriechenland. Ursprünglich haben wir uns aber in den 1970ern in der Schweiz kennengelernt. Nachdem unser erster Sohn bei der Geburt Hirnschäden erlitten hatte, entschieden wir uns, zurückzugehen, um näher bei der Familie zu sein. Doch dann kam die Krise, und wir mussten das Land abermals verlassen.

Als Reinigungskraft bin ich zu 50 Prozent bei der NZZ angestellt. Momentan stelle ich neben der normalen Reinigung auch die Desinfektion von gemeinsam genutzten Bereichen sicher. Damit soll die Gesundheit jener geschützt

werden, die noch auf der Redaktion arbeiten. Fröhlich morgens und spät-abends habe ich ausserdem Einsätze im Stundenlohn für andere Arbeitgeber. Dafür stehe ich jeden Morgen um 4 Uhr 45 auf und kehre abends um 20 Uhr zurück. Meine Arbeit im Stundenlohn wurde aber seit Ausbruch der Pandemie reduziert. Momentan befürchte ich, dass dieses Standbein ganz wegbricht, denn ich reinige vor allem Büroräumlichkeiten und Infrastruktur der ETH, die jetzt geschlossen sind. Mein Mann ist seit einer Rückenoperation teilinvalid. Taggeld oder IV-Rente hat er nie bekommen, den Kampf darum scheuten wir. Die Situation hat auch ihr Gutes, weil mein Mann so unseren behinderten Sohn betreuen kann. Ausserdem haben wir zwei Töchter, die eine ist in Ausbildung, und die andere konnte bis zur Schliessung in einem Starbucks arbeiten und uns unterstützen. Ihre Lohnfortzahlung ist jedoch ausgeblieben. Seither bin ich es, die unsere fünfköpfige Familie ernährt.» (brk.)



VERONICA PIZIO
30 Jahre, Leiterin Kita Little Green House, Zürich

«Als es losging mit dem Coronavirus und die Schulen geschlossen wurden, war die Angst bei den Mitarbeitenden gross. Einige wollten gar nicht mehr zur Arbeit kommen. Sie fragten sich, weshalb ausgerechnet wir weiterarbeiten sollten. Seit sie jedoch verstanden haben, dass wir durch unsere Dienstleistung versuchen, die Ausbreitung des Virus zu verringern, können sie hinter der Entscheidung stehen, dass wir die Kita nicht schliessen.»

ARSHINY NANTHAKUMAR
16 Jahre, Fachperson Betreuung im 2. Lehrjahr

«Ich arbeite in einem Pflegeheim. Am Anfang war der Umgang mit dem Tod nicht so einfach. Die Frage, wie viel Nähe beziehungsweise Distanz zu den Heimbewohnern ich einnehmen soll, hat mich überfordert. Aber mit der Zeit lernt man das. Der Tod gehört nun einmal zum Leben dazu.»

GÜLDANE ATAC
41 Jahre, Kita-Leiterin

«Klar stehen wir zurzeit

im Fokus, aber sonst ist die Wertschätzung für unseren Beruf nicht gerade gross. Ich hoffe, dass die Gesellschaft, oder vielleicht müsste man eher sagen: die Politik, nun erkennt, welchen Mehrwert die Kitas Familien und damit auch der Gesellschaft bringen. Natürlich erscheint es ein bisschen speziell, dass die Schulen geschlossen wurden, die Spielplätze

überfüllt sind und wir weiterhin Kinder betreuen. Ich unterstütze es, dass man für Kinder, deren Eltern an der Front sind, Notfallkrippen einrichtet. Solange es die Behörden erlauben, sind wir da für die Kinder und betreuen sie weiterhin professionell und fürsorglich. Das ist unser Job.»

PRISCA TSCHARNER
26 Jahre, Betreuerin Schule Letten Kronenwiese, Zürich

«Ich stehe gerne ein, wenn ich weiss, dass ich so jene Eltern unterstützen kann, die ihre Kinder einfach nicht selbst betreuen können, weil sie beispielsweise in einem Spital arbeiten oder sonst unentbehrlich sind. Mich motiviert die Freude der Kinder, das Strahlen in ihren Augen.»

RALPH EHRISMANN

36 Jahre, Hortleiter Schule Letten Kronenwiese Zürich

«Wir betreuen hier nur noch ganz wenige Kinder. Dabei achten wir darauf, dass die Sicherheitsabstände eingehalten werden. Zum Beispiel beim Essen. Aber auch beim Spielen schauen wir, dass nicht alle Kinder auf einem Haufen sind. Ich hätte wohl mehr Mühe mit der Situation in einer Kita, wo immer noch sehr viele Kinder betreut werden.»

FIONA SPULER
19 Jahre, Auszubildende Pflege Bethesda-Spital Basel

«In meiner Altersgruppe gilt mein Beruf nicht gerade als cool, die meisten haben das klischeerte Bild, ich sei so was

wie eine Arztgehilfin und müsse Hintern waschen. Die Realität ist: Wir agieren oft in Notsituationen, begleiten Sterbende in den Tod und kümmern uns um die Angehörigen in psychischen Stressmomenten. Bei der Arbeit habe ich kürzlich mit erlebt, wie bei uns am Spital die Masken gestohlen wurden und es kein Desinfektionsmittel mehr gab.»

PAMELA NIEDERÖST
35 Jahre, Fachfrau Gesundheit, Spitex Zürich

«Es gibt so viele Krisen in der Welt, auf die ich kaum Einfluss nehmen kann. Durch meine Arbeit in der Pflege kann ich etwas zurückgeben und etwas Gutes tun. Es klingt etwas kitschig, ich weiss, aber es erfüllt mich, Menschen zu helfen. Neulich habe ich am Bahnhof einen alten Mann beobachtet, der kurz davor war, zu stürzen. Im letzten Moment konnte ich ihm meine Hand reichen. Es standen noch ganz viele Menschen da, aber keiner reagierte, alle schauten weg. Ich will mich nicht selbst loben, aber natürlich haben wir Pflegenden einen Blick für Menschen in Not. Wir sind geübt darin, Menschen anzusprechen und uns zu kümmern. Deshalb fällt es uns auch im Alltag vielleicht leichter.»

ALINE BERTHOUD
40 Jahre, Mitarbeiterin Rotes Kreuz, Region Seeland

«Die Isolation ist sicher nicht einfach für viele Menschen, jedoch finde ich es im Moment notwendig, um sie zu schützen. Darum versuchen wir, mit unseren neuen Dienstleistungen bestmögliche Unterstützung in dieser schwierigen Situation zu bieten.»

«PLÖTZLICH BRAUCHT ES UNS NUN ALSO. IRGENDWIE KOMISCH.
WIR SELBST WUSSTEN SCHON IMMER, DASS UNSERE ARBEIT WICHTIG IST,
ABER VON AUSSEN LÄSST MAN UNS DAS SELTEN SPÜREN.»

– JERIN KIM, 24, Gruppenleiterin Kita am Wasser, Zürich